

Volksbräuche des November [Schluss]

Autor(en): **Hartig, J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **25 (1935)**

Heft 45

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648593>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gewordenen Kabinengenossin — eine österreichische Lehrerin — und schon halb Abschied genommen. Dann nochmals auf das Deck in die dunkle Nacht hinaus. Das Kielwasser glänzt und zeigt uns, wo wir durchgefahren. Aber vor uns, am Bug, da sehen wir keine Straße, und der Mast ragt schwarz zum Himmel hinauf. — Wir sehen keine Straße vor uns, und doch wissen wir sie: sie geht wieder in den Alltag hinein. Und das ist gut so. Wir sollen auch dafür danken, hat uns der Pfarrer im letzten Schiffsgottesdienst so schön gesagt. Danken, daß wir wieder an unsere Arbeit zurück dürfen. — Freude und Dank, das waren die Grundworte der ersten und der letzten Schiffspredigt. Die dürfen wir auch über unsere ganze herrliche Nordlandreise setzen, die uns so Schönes und Gewaltiges gezeigt und uns für eine Zeitlang hinweggeführt aus dem qualvollen, streit- und kriegsbereiten Treiben der Gegenwart, die uns einbliden ließ in eine ewigkeitsnahe, stille und reine Welt.

Volksbräuche des November.

(Schluss.)

Der 9. November wird in London mit einem großen Fest zu Ehren des neu erwählten Lord Mayor feierlich begangen. Die Pracht dieser Festzüge ist einfach unbeschreiblich. Noch tagelang hindurch beschäftigt man sich in England mit Zeitungsberichten über die verschiedenen Einzelheiten dieses Tages. In Norddeutschland wird vornehmlich im November geschlachtet. Die Martinsgans kennt man in Dänemark, Norwegen, Schweden und Deutschland. Nur in Gegenden, in denen Gänse selten sind, werden sie durch andere Gerichte ersetzt. Am Niederrhein wird die Martinskost unter anderem durch frische Wurst mit Reiskreis dargestellt. In Brabant bäckt man zu Martin Eierkuchen und in Westflandern Waffeln. In Weinbauländern kostet man zu Martini den ersten neuen Wein. In Hanau wurde noch im vergangenen Jahrhundert an jeden Bürger ein Maß Martiniwein aus dem Schloßkeller zur Erinnerung an die Vertreibung der Mainzer Beamten und Söldner am Martinsabend des Jahres 1419 verteilt. Der Volksglaube behauptet, daß der heilige Martini den Most in Wein verwandelt. In manchen Gegenden glaubt man sogar, daß er aus Wasser Wein zu machen vermag. Die Kinder stellen daher am Martinstag Krüge mit Wasser auf und die Eltern gießen das Wasser heimlich aus, füllen die Krüge mit Most, legen auf jeden ein Martinshorn, verstopfen sie und lassen die Kinder den „lieben Martini“ bitten, daß er das Wasser in Wein verwandle. Dann suchen die Kinder am Abend die Küche auf und rufen:

„Marteine, Marteine,
Mach' das Wasser zu Weine.

Der Wein, den man am Martinstag trinkt, soll Kraft und Schönheit bringen. Deshalb versammeln sich im Böhmer Wald Burschen und Mädchen, um gemeinschaftlich zu trinken. Damit aber die Mädchen nicht zu weit gehen, werden sie gewöhnlich von den Eltern bewacht. Der heilige Martin gilt zugleich als Patron der Freigiebigkeit. In Flämisch-Belgien versammeln die Eltern am Tag vor Martini ihre kleinen Kinder in einer Stubenede und werfen ihnen von rückwärts Äpfel, Nüsse und Pfefferkuchen zu. Die Kinder glauben, der heilige Martin habe es getan und versprechen, in Zukunft fleißig und folgsam zu sein. In Opfern hängen die Kinder bei ihren Eltern und Vätern am Martinsabend einen mit Heu gefüllten Strumpf an den Ofen. Am nächsten Morgen finden sie ihn mit Geschenken gefüllt. Der heilige Martin, der in der Nacht über die Schornsteine gewritten ist, mußte sich doch dankbar für die seinem Rof erwiesene Aufmerksamkeit bezeigen. In Mecheln ziehen die Kinder verkleidet von Haus zu Haus, um sich durch Singen

Gaben zu erbitten. Ein Kind wird als heiliger Martin angepuzt und empfängt die Geschenke. Diese Sitte ist auch in Norddeutschland üblich. Sobald es zu dunkeln beginnt, leuchten am Vorabend des Martinstages die Martinsfeuer auf, zu dem die Kinder schon wochenlang vorher Holz und Stroh gesammelt haben. Ist die Glut am Erlöschen, so springt die Jugend über das Feuer.

Der 10. November heißt in Holland der „Korbshüttetage“. Die Kinder pflegten die in Körben eingesammelten Äpfel, Nüsse, Kuchen und Kastanien alsbald umzuwerfen, wenn die Martinsfeuer entzündet wurden. Beim Erbitten von Brennstoffen sungen die Kinder:

„St. Marteine, s' ist so kalt,
Gib Holz und Torf mir bald,
Um mich zu erwärmen,
Mit meinen bloßen Armen.“

Da Martin Luther am Tag vor Martini geboren wurde, wird die Feier des Martinsfestes vielfach irrtümlicherweise auf ihn bezogen.

Der letzte November ist der Andreastag. Von ihm erwarten die jungen Mädchen die Erfüllung ihrer Zukunft. Am verbreitetsten ist die Sitte, geschmolzenes Blei durch den Bart eines Erbschlüssels tropfenweise in ein Gefäß mit Wasser füllen zu lassen, um aus den Figuren auf die Zukunft zu schließen. In Schwaben wird an Stelle von Blei gelegentlich Eiweiß in ein Wasserglas gegossen. In Deutsch-Böhmen kennt man das Lichtschwimmen. Kleine Muscheln werden mit Lichtchen besteckt, die man auf einer großen Schüssel schwimmen läßt. Jedes Mädchen hat ihr Lichtchen, während den übrigen Schalen in Gedanken die Namen der Bewerber gegeben werden. Welcher Rahm zuerst dem fragenden Mädchen naht, wird der zukünftige Lebensgefährte. Im Oberharz schließen sich die Mädchen nachts im Schlafzimmer ein, nehmen zwei Becher, gießen in den einen Wasser und in den andern Wein und stellen beide auf den weißbedeckten Tisch. Dazu sprechen sie:

„Mein lieber St. Andreas
Laß mir doch erscheinen,
Den Herzallerliebsten meinen.“

Dann sind sie überzeugt, daß die Gestalt des Zukünftigen hereinkommen und aus dem Becher trinken muß. Trinkt er Wein, so ist er reich, trinkt er Wasser, so deutet dies auf Armut. Die Thüringer Mädchen decken nachts um 12 Uhr den Tisch, legen Messer und Gabel darauf und öffnen das Fenster für den Geliebten. In Wien legen die Mädchen sogar Reste vom Mittagessen auf den Teller, dazu kommt ein Trunk Wein und ein Kartenspiel. An der böhmisch-sächsischen Grenze ist das Tremmelziehen in Gebrauch. Wenn sich ein Mädchen über das Aussehen seines Zukünftigen Gewißheit verschaffen will, so zieht es im Finstern aus einem Holzhafen einen Tremmel. Ist das gezogene Tremmel glatt und gerade, so ist der Mann ebenso gebaut. Ein ästiger oder krummer Tremmel deutet auf schlechten Wuchs des zukünftigen Gatten. Im Elsaß schälen die Mädchen Äpfel und Birnen so, daß die Schale ganz bleibt, werfen sie hinter sich und erraten aus der gebildeten Figur den Anfangsbuchstaben ihres zukünftigen Mannes. Im Tirol ist es üblich, in der Andreasnacht bei einer Witwe einen Apfel zu holen und die Hälfte davon vor, die andere nach Mitternacht zu essen, um vom zukünftigen Mann zu träumen. Will ein Mädchen im Harz wissen, wo sein Gatte wohnt, so geht es nachts still in den Garten und rüttelt den Zaun mit den Worten:

„Zaun ich rüttle dich, ich schüttle dich,
Wo mein Liebchen wohnt, da regt sich's.
Kann er sich nicht selber melden,
So laß nur ein Hündchen bellen.“

In der Richtung der Wohnung des Zukünftigen muß es sich dann regen oder ein Hund bellen. Dieses Zaunshütteln kennt man auch in Mähren.

Das Spänelaufen heiratslustiger Mädchen besteht darin, daß sie zu Mitternacht in den Keller gehen und möglichst viel Holzspäne heraufholen. Ergibt sich beim Zählen eine gerade Zahl, so bekommen sie einen ledigen Mann, im anderen Fall einen Witwer. In Deutsch-Böhmen ist zu dieser Zeit auch das Lichtengehen üblich. Alt und Jung versammelt sich abends in der Spinnstube, und es werden Geschichten erzählt und Lieder gesungen. Mädchen und Burschen sammeln sich getrennt voneinander, und die Burschen machen gelegentlich Besuche in den Spinnstuben. Beim Feder schleifen pflegen die Mädchen einen Federkiel in die Lichtflamme zu halten, knallt er, so ist der Liebste noch treu. Anlässlich der ersten Zusammenkünfte in der Spinnstube wird gewöhnlich Kaffee getrunken. Die Mädchen müssen bis spätestens um 10 Uhr von den Burschen nach Hause begleitet werden. Eine Ausnahme von dieser Regel gilt nur für die sogenannte lange Nacht. In dieser Nacht wird durchgesponnen, um vom Erlös des gewonnenen Garnes Christ- oder Weihnachtsstriezel zu baden. Dr. J. Hartig.

Kein Spass, sondern ein gutes Schlafmittel.

Sogar Humoristen können gelegentlich nicht gut schlafen. Als Marc Twain es mit diesem Uebel zu tun bekam, machte er sich sofort daran, es nach seiner Art abzustellen. — Zuerst trank er vor dem Schlafengehen Bier! Natürlich. — Es half. Leider aber nur ein paarmal. Dann verschrieb er sich Whisky. Nur ganz wenig. — Das war's, was er brauchte! Das Mittel war sogar so ausgezeichnet, daß er davor Angst bekam. Er vermehrte nämlich die tägliche Dosis! Ganz himmlisch war ihm dabei zumute. Aber wenn allemal die Whisky-Seeligkeit verschwunden war, wollte der Schlaf erst recht nicht kommen. — Er suchte also nach einem besseren Mittel. — Und fand es. — Tatsächlich. — Es erwies sich als ganz unfehlbar. Es bestand darin, daß Twain beim Einschlafen eine deutsche Schulgrammatik las. Niemals brachte er es auch nur auf eine Seite, längst vorher kam der Schlaf. — Das ist kein bloßer Witz, sondern die Empfehlung eines harmlosen Schlafmittels, das tatsächlich in vielen Fällen hilft. Chemische Mittel, Bier inbegriffen, sind nicht imstande, die Schlaflosigkeit zu heilen. Sie können sie höchstens verschleichen, haben aber den Nachteil, daß die genommenen Mengen gesteigert werden müssen, wenn sie wirken sollen, wodurch die Heilung des Uebels nicht erleichtert, sondern erschwert wird. Also fängt man besser mit solchen Mitteln gar nicht an, sondern behilft sich so lange als möglich mit Maßnahmen, die sicher nicht schaden, häufig aber völlig ausreichen. Solche sind: frische Luft im Schlafzimmer, im Winter ein vorgewärmtes Bett, Vermeidung großer Mahlzeiten und aufregender geistiger Tätigkeit vor dem Schlafengehen, leichte Zimmergymnastik am offenen Fenster oder auf dem Balkon, ein kurzer Marsch, Wechselbäder, Hautabreibung, Massage u., und eben das ganz ausgezeichnete Mittel, das Twain nennt: eine „Grammatik“. — Wieso gerade eine solche ein gutes Mittel zum Einschlafen darstellt, ist übrigens leicht zu verstehen. Wer lange nicht einschlafen kann, muß zunächst darauf bedacht sein, die Gedanken von den aufregenden Tages Sorgen loszulösen. Das kann durch das Lesen einer Geschichte erreicht werden. Dabei darf natürlich nicht die Geschichte selbst auf-

regen. Andererseits darf sie auch nicht so langweilig sein, daß man sie nur mit Widerwillen und Anstrengung liest. Das wünschenswerte Mittelmaß bietet eine Grammatik. Denn jedermann möchte doch seine Sprachkenntnisse verbessern, — aber schläft darüber auch sogleich ein, denn etwas langweiligeres — einschläfernderes — als eine Grammatik, ist wohl nicht zu finden. -tt-

Es sinken die Tage. Von Bertha Hallauer.

Es sinken die Tage unmerklich dahin,
Wie welkende Blätter vom Baume,
Geborgen ist lange das goldene Korn,
Am Schlehnhag reifet die Beere im Dorn,
Der Sommer, er wurde zum Traume.

Und der Herbstwald, er trägt, vom Abend umglüht,
Ein leuchtend Gewand bis zum Saume.
Und durch seine Kronen zieht flüsternd ein Lied,
So wie jetzt der Sommer, der strahlende, flieht,
So wird auch das Leben zum Traume.

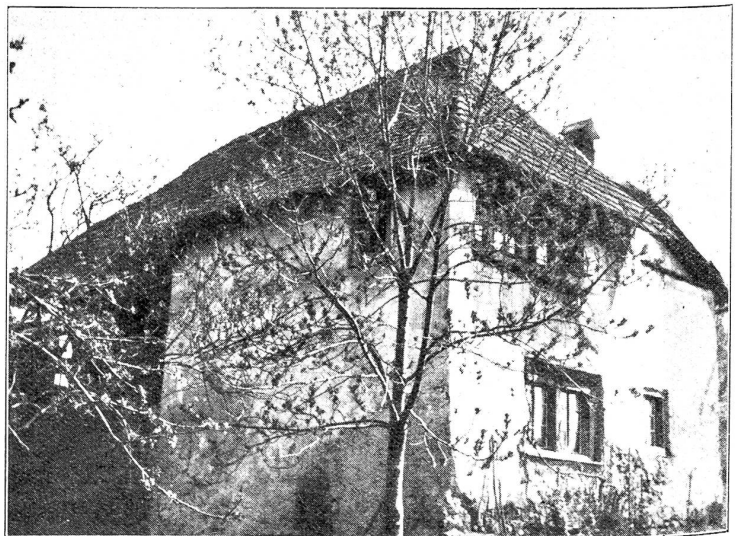
Und wenn dann dereinst eure Tage vergehen,
Wie Lichter im Winde verwehen,
Dann werdet ihr über das Scheiden und Blüh'n
Und über der Erde Lieben und Müh'n
So still wie die Träumenden gehen.

(Aus „Sehnsucht nach dem Lichte“.)

350 Jahre Heidenhaus.

Zwischen Einigen und Spiez, wo die Landstraße langsam gegen das Moos ansteigt, heißt das malerische Ufer am Thunersee „Ghei“. Senkungen im Kalk- und Gipsgestein mögen ihm diesen Namen verschafft haben. Am Sonnhang einer kleinen Moräne, wo noch zu unserm Besinnen Reben wuchsen, steht ein altersgraues Rebhaus, das auf einem Balken die Jahrzahl 1685, die Buchstaben C B B Y und den kurzen Spruch: „Des Herren Gnad ist alle Morgen nüw“ trägt. Die Mauern weisen jedoch darauf hin, daß das Gebäude bedeutend älter ist und wohl einst zur Schlossbesitzung gehört haben wird. Das Volk denkt an die vorchristliche Zeit und nennt den Steinbau Heidenhaus. Die Trüchleinrichtungen sind leider nicht mehr vorhanden.

Aus dem gleichen Jahr stammen das Rathaus in Thun und das Entenried in Uetendorf.



Altes Rebhaus im Ghei bei Spiez.

(Phot. Gassner.)